

Neue Bücher

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **19 (1917)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lehre gibt, „kleine Kinder nicht mit solch üblen Reden einzuschüchtern: manche Götter gingen des Nachts umher, allen möglichen Fremden gleichend; denn damit machen sie ihre Kinder nur zu Feiglingen“. Ganz deutlich ist hier, mit andern Göttern, auch Hekate verstanden.

Aus dem Gesagten mag erhellen, was Goethe gemeint hat, als er einmal in einem Gespräch zu Eckermann (21. Februar 1831) auf die „thessalischen Hexen“ in der „klassischen Walpurgisnacht“ anspielte.

ZÜRICH

EUGEN MOSER



NEUE BÜCHER



SIBYLLA MARIANA, von Albert Steffen.
Verlag S. Fischer, Berlin.

Diese große, weltbewegende Zeit fordert ihre Seher heraus wie keine andere. Wie wenigen aber blieb in Blut- und Pulverdampf das Auge ungetrübt; wie viele, die, vor der Entfesselung der Elemente, von der innern Schönheit, von Weisheit und Schicksal und vom Schatz der Armen zu verkünden wussten, sind von der Windsbraut ergriffen worden und treiben — wie die verdammten Seelen des 2. Höllenkreises — heil- und haltlos umher. Der Lautsichtigen (um das Heer der Redner und Schwätzer also zu bezeichnen) sind gar manche; nur wenige aber darf man Tiefsichtige und wahrhaft Einsichtige nennen. Den meisten ist die Brille Nationalität und Partei an der Nase festgewachsen. Sie vermögen — im Selbstischen verstrickt — nie zum erlösenden Welten-Ich, zur strahlenden Einheitskraft sich emporzurichten. Sie besitzen wohl *ihr* Selbstbewusstsein, aber nicht jenes geklärte, von dem Fichte (die Stelle ist von Steffen zitiert) sagt: „Es muss Gefäß für das Menschheits-Ich werden, sonst ist es nicht wert, ewig zu sein.“ — Vielleicht ist es dem Schweizer, der auf weltumbrandetem Fels besonnen Umschau und Tiefenschau halten *kann*, vorbehalten, das Wort der Wahrheit und der Einheit zu sprechen, so nur in *seinem* „Innern Fried ist“ und er ohne Scheu

„die Augen richten darf auf's Ausland“ Man braucht wahrlich nicht im Schützengraben und im Trommelfeuer gelegen zu haben, um vom Erlebnis dieses Krieges sprechen zu dürfen. Es ist das wie mit dem Wandel der Jahreszeiten. Wie wenige wissen, was geistig mit der Erde vorgeht, wenn sie in den Dornröschenschlaf des Sommers sinkt und während des Winters, im Scheintod, dennoch lebendig und tätig ist. Man muss zum *Geiste* vordringen, um solches zu erkennen, und so vermag man einzig nur den gegenwärtigen Krieg zu begreifen und zu deuten.

Zu diesen vereinzelt Sehern möchte man unsern Landsmann Albert Steffen zählen, der seit dem Tage der allgemeinen Rüstung, bis auf den heutigen, auf deutscher Erde stehend, alle Sorgen und Entbehrungen miterlebte und miterlitt. Ja, man möchte ihn einen wahren Teiresias nennen, wenn nicht doch zuvor seinem großen Lehrer Dr. Rudolf Steiner (dem Schöpfer des Johannesbaus von Dornach) dieser Name gebührte. — Wahrlich, reiche Früchte sind vom Baume der Erkenntnis Steffen in den Schoß gefallen. Verwandelt in seinem tiefen Dichtwerk von oft herber, niemals oberflächlicher Schönheit, schenkt er sie seinen Mitmenschen und heute seinen Mitleidenden wieder. Im Zeichen der Gottesmutter, die den Herrn (das Welten-Ich) dem Erdenkreis geboren hat, geschah es nun. Den neun Sibyllen

des Altertums stellt Steffen eine zehnte: die christliche *Sibylla Mariana* gegenüber und verleiht ihren Namen seinem 5. Romane, der zugleich des Dichters 7. Werk, wenn man der beiden biblischen Dramen nicht vergisst, die noch der Darstellung auf der Bühne harren. — Organisch ist auch dieser Roman, gleich den frühern, aus dem vorangehenden herausgewachsen. Die Pflicht der „schenkenden Tugend“ trat ernster als zuvor an den in seiner Einsamkeit ganz auf sich selbst gestellten Dichter heran. Angesichts der gewaltigen Geschehnisse musste sich sein Schaffen in die Stille und Innerlichkeit versenken; so ist dies jüngste Werk denn vielleicht noch ärmer an Handlung als die vorigen. Alles rollt in eilenden Bildern dahin, die sich gegen Schluss zu großen Imaginationen verdichten, welche diese unfassbare Zeit geistig wiedergeben. — An vier sich in der Folge findende Freunde von verschiedener „Seelenfärbung“ (einem Deutschen, einem Russen, einem Italiener und einem Engländer; der Franzose fehlt eigentümlicherweise) sehen wir die großen Ereignisse herantreten, die ihre Erkorenen schließlich — jeden in seiner ihm ziemenden Weise — zum Opfer fordern. Und wiederum ist es — wie in den drei vorangehenden Romanen — eine reine opferfreudige Heldin, die der Gefährten seltsame Geschehnisse in sich vereinigt, ordnet, klärt und so den Seelen, die gewaltsam durch die Pforte des Todes gestoßen wurden, noch im Geistgebiete eine liebende und helfende Führerin bleibt. „Von der Liebe aus, die ihr die Pflanzen einflößten, vermochte sie sich auch am sichersten in die Seelen der Abgeschiedenen zu versetzen. Denn diese Art des Liebens gab ihr einerseits die Gewähr, dass sie ihnen mit dem Innerlichsten, das in ihr lebte, entgegentrat. Und andererseits schützte es sie vor dunklen Mächten.“

Man spürt es diesem jüngsten Romane Steffens an, dass sein Verfasser

(wie er brieflich es bekundete) Schweres leiden musste, um ihn schreiben zu können. Doch *mitleidend* nur konnte es sich — wie Julian der Gastfreie — an der Brust des Herrn in Selbstüberwindung aus der Hölle zur himmlischen Klarheit emporheben und Gesichte schauen, wie sie das letzte 21. Kapitel in biblischen Rhythmen wiedergibt. Diese Offenbarungen lassen zugleich den Dichter als innigsten Bruder des großen Sinfonikers Anton Bruckner erkennen, der sein allerheiligstes Wort auch stets am Schluss, *nach* Kampf und Leiden, sprach und dann erst mit Posaunen, Pauken und dem Orgelklang der Hörner seinem Gotte Lob- und Dankgesang erschallen ließ. Doch vorerst galt es, das gewaltige Weltgeschehen in der Seelentiefe zu erleben. — In dem Briefe des zur Musterung abgereisten Hans an Luzia spricht der Dichter von diesem Erlebnis: „Ich spürte, sobald ich die Grenze überschritten hatte, etwas Einheitliches in und außer mir. Ein Gefühl, das über der Landschaft lag und das zugleich in meinem Pulsschlag lebte. Einen Willen, der mich bis in die Muskeln durchdrang und der sich an dem Anblick der Wiesen und Wälder immer wieder erneuerte. Eine Sehnsucht, das Schicksal zu umarmen, das kommen musste, mochte es sein, wie es wollte. — Ich tauchte in den Geist ein, der über den Heeren Deutschlands schwebte. Ich spürte es so sicher, dass jedes einzelnen Soldaten Seele in eine Wesenheit hineinragte, die nichts von jenen wirren Angstgefühlen in sich hatte, wie sie noch eben auf mir gelastet hatten. Sie wurde von der Vergänglichkeit des Körperlichen nicht berührt. Sie war dem Tode nicht erreichbar. Man konnte in ihr leben, wenn man auch gestorben war, und dies noch sicherer, inniger, seliger.“

Steffen ist auch durch diesen Krieg und in diesem Kriegsbuche, das ihm nicht erspart blieb, kein anderer ge-

worden. Auch er empfand — wie sein Deutscher Hans — „eine gewisse Befriedigung, dass er bisher sein Leben auf Kampf eingestellt hatte. Die Wahrheit war an den Tag gekommen. Jetzt konnte man die Menschen sehen, wie sie wirklich waren. Jetzt erkannte man, wo die Reformation beginnen musste. Jetzt erst sah man, was der Friede gewesen: Lüge, Heuchelei, heimliches Schädigen, Kampf gegen den Nächsten. Die Endkatastrophe naht (dachte Hans), aber sie wird nicht im Kriege, sondern nach ihm kommen. Der Krieg ist nötig, damit das Höchste und Niederste sichtbar wird. Wenn die Erschütterungen vorüber sind, wird eine solche Öde der Seelen eintreten, dass die Menschen, um das Leben zu ertragen, einen Entschluss fassen müssen. Es wird der Freund, die Gattin, das Kind, Beruf und Ziel nur etwas gelten, wenn man *will*, dass sie *gelten*. Und nicht alle werden diesen Willen haben. — Das Siegel des Jahrhunderts ist schon vor dem Krieg Vernichtung in allen Formen gewesen. Keiner hatte sich gestanden, dass er zerstörte. Jetzt ist man *gezwungen* zu töten. Vorher tat man es aus eigenem Willen; nun wird man dazu getrieben. Man überwindet die todbringende Wirkung nur, indem man sie erkennt. Aus solcher Erkenntnis allein kommt die Sehnsucht nach neuem Leben. Der Mensch muss wieder einmal an die Pforte des Todes geführt werden, um zu sehen, dass Liebe das Ziel der Erde ist.“ HANS REINHART

*

GESÄNGE AUS DEN DREI REICHEN
von Franz Werfel. Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.

Es ist eine groß und schön in der Offizin von W. Drugulin in Leipzig gedruckte Auswahl Werfelscher Gedichte (erschieden als 29./30. Band der gehaltvollen Sammlung *Der jüngste Tag*). Die kluge Ausbeutung der drei

früheren Versbücher von Werfel liegt der Anthologie zugrunde; in Buchform bisher noch nicht veröffentlichte *Neue Gedichte* geben dem schmalen, handlichen Band einen wirkungsvoll bereichernden Abschluss.

An der Vereinigung dieser Proben lässt sich Umfang und Wesensart der dichterischen Erscheinung Franz Werfels leicht ablesen. In Werfels Versbau, weit und buntmaschig, finden die Masse unserer klassischen Dichter ebenso ihr Echo, wie die freien und bis zur Stufe der Prosazeilen gelockerten Rhythmen aus dem Kreise der Whitmann und Verhaeren und ihrer Anhänger.

Werfels reich angebauter Stoffwelt kommt das elastische Netzwerk seiner Verse sehr zustatten. Denn die Angelegenheiten dieses Lyrikers liegen weit jenseits der Zwingmauer, die der Urtyp des intime Konfessionen des Herzens und der Seele sich persönlich oder seinen Nächsten anvertrauenden Dichters um sich türmt. Nicht dass das lyrische Persönlichkeitsbekenntnis bei Werfel überhaupt, d. h. manifestierend, fehlte! Nein. Aber es bleibt nicht mehr Alpha und Omega des lyrischen Bereiches. Dieser Weltfreund, alle Rassen- und Standesunterschiede negierend, bekennt jauchzend seine Zugehörigkeit zur Welt und verherrlicht das bloße menschliche Da—sein:

O Erde, Abend, Glück, o auf der Welt sein!!

Er verteilt sich nach allen Seiten, schildert glühend die Süßigkeiten der Erinnerung und der Verwesung, er gibt sich grenzenlos der Welt hin, ohne aber dabei seines Ichs verlustig zu gehen. Nicht Weltflucht und Isolierung bei aller inneren Askese, sondern aktive, wohlwollende, helfende Teilnahme im Einzelnen und Ganzen:

Dankbarkeit!

Dankbarkeit der Welt.

— — — — —
Tausend gute Taten will ich tun!

Ich fühle schon,

Wie mich alles liebt,

Weil ich alles liebe!

Nicht mehr, nein, nicht mehr bin ich einsam,
Denn ich habe eine gute Tat getan,
Frohlocke, Herz!

Nun haben die seufzenden Tage ein Ende.

Der breiten Schilderung, den Impressionen der Erstlinge stehen dann in der Folge der Werfelschen Publikationen konzentriertere Gebilde gegenüber: baladeske Formungen, geballte Gesänge und Oden und Lieder, plastische Gestaltungen. Die menschliche Tragik und Trauer wird, nicht ohne versöhnende Akzente, monumentalisiert. Konflikte werden geprüft und in unendlichen Perspektiven umschlossen. Und der Eröffnungsvers des „Lebensliedes“? So sollte die *neue* Marseillaise, die Marseillaise des 20. Jahrhunderts anheben und nach allen Fronten in Tubatönen rufen:

„Feindschaft ist unzulänglich!“

Bewusst wird der Mensch ins Zentrum der Welt geschoben, der geläuterte Mensch, der Reine, Gütige. Der Dichter muss der Eitelkeitsflitter entsagen. Man bete um Demut, Wahrheit, Einheit, um höchste, ausgelaugteste menschliche Qualitäten. Franz Werfel ersteigt in seinen Gedichten eine menschliche Disziplin, in der die Bekenntnisse zum Ich und Du, zur Zeit und Welt und zum Schicksal der letzten Falten entschleiert werden. Sein Geist gleicht einem Gebäude mit Fensterfronten nach allen Winden, seine mitfühlende, mittätige Psyche verfügt über Ausbuchtungen und Auswirkungen nach allen Landen.

EMIL WIEDMER

*

DIE STADT UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Aus dem Nachlass von Fritz Marti. Sammlung schweizerischer Dichtungen. *Die stille Stunde*. Bd. 5. Zürich 1917. Verlag: Art. Institut Orell Füssli. Preis in Pappband Fr. 1.80.

Noch einmal wird uns aus der schlichten Dichterwerkstatt Fritz Martis, des sympathischen, einstigen Feuilletonredaktors der *Neuen Zürcher Zeitung*,

ein wertvoller literarischer Abschiedsgruß geschenkt. Die umfangreichere, treffliche Novelle *Die Stadt*, mit der Fritz Marti einst als Zürcher Heimatkünstler seinen beachteten, ehrenvollen Einzug in die *Deutsche Rundschau* gehalten hat, liegt nun, vereinigt mit drei kleineren Skizzen: *Die Bescherung*, *Zu Spät* und *Der Traum*, aus seinem kleinen poetischen Nachlasse neu herausgegeben, als höchst willkommene Neuerscheinung des einheimischen Büchermarktes vor.

Es war in der Tat eine Pflicht pietätvoller Dankbarkeit, das Andenken dieses Autors gerade durch die Herausgabe seiner psychologisch und menschlich so tieferschürfenden Meisternovelle, die dazu noch auf dem Boden seiner geliebten Wirkungsstätte sich abspielt, zu ehren und zu erneuern. Wer Fritz Martis frühere dichterische Gaben kennt, der weiß, dass man diese von einem kraftvollen, keineswegs schönfärberischen, aber doch überaus gerecht abwägenden Wirklichkeitssinn getragenen künstlerischen Darbietungen etwa mit dem kernhaft anspruchslosen Kennwort „Aus dem Leben, für das Leben“ bezeichnen könnte.

Auch diese erschütternde und vielleicht bedeutendste Schöpfung Martis, die ein Schicksal und eine unselige Verirrung mit aller unnachsichtigen Wahrheitsliebe, aber auch voll gläubiger und versöhnlicher Menschlichkeit zu schildern weiss, ist eine Episode aus dem Leben des Alltags in all ihrer feinbeobachteten, schonungslos bis ins Kleinste sich ausprechenden Nüchternheit und Klarheit. Auf dem glänzend anschaulich geschilderten Intergrunde zürcherischen Lokalkolorites, fußend auf dem vielleicht etwas absichtlich stark betonten Gegensatz zwischen bäurisch-primitiver Unverdorbenheit und großstädtisch-prunkhafter Verlogenheit, wird uns in atemlos gedrängter Kürze das entscheidende Erlebnis zwischen Mutter und Tochter,

die sich verloren haben und im Augenblicke der tiefsten Erniedrigung, aber auch des höchsten Lebensschmerzes einander wieder zugeführt werden, unheimlich plastisch vor Augen gestellt.

Das ist Realitätskunst und Wirklichkeitsfreude im besten und höchsten Sinne des Wortes, was uns Marti da auf wenigen Seiten, den Leidensgang und Schicksalsweg der beiden nächstbeteiligten Persönlichkeiten grell und scharf beleuchtend, geboten hat. Aber es ist noch mehr als das; eine ergreifend verständnisvolle, menschlich warm mitempfindende und den Sieg des Guten und Echten über das Schlechte und Falsche verkündende, männlich mutige und herbe Weltanschauung spricht aus diesen Blättern eines betrübenden Zusammenbruches zweier seelisch leidender Frauenherzen. Großzügig und eindrucksvoll sind die psychologischen Streiflichter aufgesetzt, die sozialen und ethischen Untertöne in das Gewebe dieses menschlich-allzumenschlichen Geschehens hineinbezogen und mit seinen Einzelheiten organisch einheitlich verwoben.

Gegen die elementare Überzeugungskraft dieser meisterlichen Titelnovelle vermögen die übrigen drei kleineren Beiträge freilich nicht aufzukommen. Aber wenn sie auch den vollen Wert und Glanz des rivalisierenden Kronjuwels nicht ebenbürtig erreichen, so bilden sie doch bedeutsame und bezeichnende, der gleichen Weltanschauungssphäre entstammende dichterische Dokumente, die, wenn nicht selbst als überragende Kleinodien geltend, doch als künstlerisch durchaus nicht minderwertige Folien die Leuchtkraft des von ihnen begleiteten Edelsteins nur um so heller und unverkennbarer hervortreten lassen.

So empfehlen wir denn das gehaltvolle Büchlein, das Fritz Martis letztes poetisches und menschliches Vermächtnis klar und anspruchslos überliefert, allen denjenigen, die gern in bewegter, kämpfreicher und problematischer Zeit eine „stille Stunde“ der Betrachtung und dem Genusse heimatkünstlerischer Kulturwerte widmen mögen.

ALFRED SCHAER



MITTEILUNGEN



DES SCHWEIZ. SCHRIFTSTELLERVEREINS (S. E. S.)

COMMUNICATIONS DE LA SOCIÉTÉ DES ÉCRIVAINS SUISSES

Der *Schweizerverein Helvetia Hamburg* beabsichtigt, im kommenden Winter einige Vereinsabende der schweizerischen Kunst und Dichtung zu widmen und ladet heimische Schriftsteller, die aus irgendwelchen Gründen in Norddeutschland sich aufhalten, zu Vorlesungen oder belehrenden Vorträgen als Gäste ein.

Wir konnten dem Hamburger Verein Helvetia von unsern Mitgliedern Herrn Dr. J. Jegerlehner, Bern, und Herrn Jakob Schaffner, Berlin, empfehlen und bitten um weitere Mitteilungen.

M. M.

BERICHTIGUNG

In unserem letzten Hefte erschien ein Artikel „Le temps, c'est du sang...“ von Frau Helene Claparède-Spir. Wir bedauern sehr, dass durch einen Irrtum *Spiro* statt *Spir* gedruckt wurde. Frau Claparède ist die Tochter des Philosophen Spir (1837—1890), dessen gesammelte Werke sie 1908 in Leipzig (zwei Bände) herausgab, mit Lebensskizze. Spir war ein hervorragender Vertreter des Agnosticismus.

Verantwortlicher Redaktor: Prof. Dr. E. BOVET.

Redaktion und Sekretariat Bleicherweg 13. — Telephon Selnau 47 96.